

die der Agraristik zum Geichent gemacht wurde, kostete nach untern Geld 350 Mk. Im Mittelalter richtete sich die Viehhaltung vornehmlich auf die einheimischen Vögel, besonders auf die Eingebögel. Von Eröten blieben in erster Reihe Vogageten beibehalten, die auch viel in Kästern gehalten wurden. In das Mittelalter fällt auch die Einführung des Kanarienvogels. Ueber 400 Jahre hind es her, daß der heutige Viehhof der gesammten civilisirten Welt seine Heimath zum ersten Mal verließ. 1478 führten die Spanier die kanarischen Inseln erobert und von dort aus den Niederlande, wie er zunächst genannt wurde, in den Handel gebracht. Erst am die Mitte des 16. Jahrh. kamen bei einem Schiffbruch Thiere beiderlei Geschlechts nach Elba und verbreiteten sich von dort über Italien.

** Kanarienvogel. Trophäen die Bucht des Kanarienvogels auch bei uns nicht unbekant, wurde derselbe bisher nur sehr wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Bei den stets steigenden Fleischpreisen dürfte jedoch das Kanarienvogel nicht unerhebliche Konkurrenz zu bereiten vermögen, die heute schwer zu berechnen ist. Namentlich die ärmere Bevölkerung würde in die Lage kommen, sich öfteren und sehr nahrhaften Genuß guten Fleisches auf eine billige Art zu verschaffen. Das herrschende Vorurtheil gegen das Kanarienvogel dürfte bei richtiger Zubereitung des Fleisches und rationeller Bucht bald befallen sein, da einestheils das Kanarienvogel ein sehr reichliches Thier ist, welches ohne viel Mühe leicht gehalten werden kann, andererseits ein fernes Vieh liefert, wenn es kräftiges Futter bekommt. Die Kanarienvogelstücken leben tenen des Feldbaus nicht nach; man ißt das Kanarienvogel gebraten, gebrüht, gebacken, als Ragout, in Suppe, in Essig abgethan, als Gotelette, Saut, u. Auch das Kanarienvogel ist leicht zu beschaffen, da das Kanarienvogel mit etwas Was, Waagen, Hen, Stückerabfällen und dann und wann mit einer Handvoll Getreide oder Gerste nicht nur zureichen ist, sondern sich auch bei Fleisch erhält. Bei der Kanarienvogel kommt neben der Fleischzubereitung noch die Verwertung der Häute und die ausgeämmte Wolle in Betracht. Die Kanarienvogel wird in Frankreich, Belgien und Groß-Britannien in großem Maßstabe betrieben. Nach statistischen Ausweisen beträgt der Ertrag für Kanarienvogel in Frankreich allein jährlich 81 Millionen Francs. Man rechnet auf ein Paar Kanarienvogel einen jährlichen Reinertrag von 40 Francs, was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß Kanarienvogel bis 10 Kilo und mehr schwer werden, mit 6 Monaten suchtfähig sind und in einem Jahre vier- bis fünfmal 6 bis 8 Junge werfen. Zur Bucht ist auf sechs Wochen ein Männchen (Hannier) erforderlich, welches leiblicher getrennt zu halten ist. Soll ein ordentlicher Ertrag erwachen, so muß die richtige Race und nur jene des großen Kanarienvogel gewählt werden. Unter den angegebenen Rassen sind das Silber-Kanarienvogel, das Normandier Kanarienvogel und das englische Kanarienvogel zu wählen.

- 2. Da's - e7+ b. Kf5 - e6
3. Da's - h4+ b. Kf5 - e4
2. Da's - h4+ b. Kf5 - e4
Varianten leicht.

Richtig angegeben von cand. phil. F. B. in Mücheln, C. R. in Wetzin, F. E. Wegewig in Werlitzsch, R. W. Winter in Reudnitz, F. B. in Trotha, R. Heine in Rabegast und R. R. in Klisleben.

- 1. Sd5 - e3 Kd4 - e3:
2. De7 - b6 #.
1. A. Kd4 - e5
2. De7 - g7 +. B. f4 - e3:
1. De7 - d6 #. C. d6 - d5
1. D. f4 #.
2. De7 - f4 #. D. e6 - e5
1. E. e6 - e5
2. De7 - b6 #. E. Sb1 beliebig.

Richtig angegeben von cand. phil. F. B. in Mücheln, D. S. Franz in Halle, R. B. in Trotha, F. Waasig in Lehna, C. R. in Wetzin, R. Heine in Rabegast, F. E. Wegewig in Werlitzsch, R. W. Winter in Reudnitz und R. R. in Klisleben.

- 1. Sb6 - e8 Df6 - g0:
2. Td5 - d6 #.
1. A. Ke6 - d5:
2. Dg6 - e4 #. B. Sb4 - d5:
1. Le3 - f5 #. C. Df7 - d7
2. Td5 - e5 #. D. Sb4 oder Tf7 beliebig.

Richtig angegeben von F. B. in Trotha, cand. phil. F. B. in Mücheln, F. E. Wegewig in Werlitzsch, R. W. Winter in Reudnitz, F. B. in Trotha, F. Waasig in Lehna, R. R. in Klisleben und R. R. in Klisleben.

Korrespondenz. stud. theol. G. F. in Halle. Ihre Aufgabe löst zwar noch in mangelhafter Hinsicht (Wahrheitsliebe) zu wünschen übrig, ist jedoch im ganzen nicht übel und wird berücksichtigt werden. F. E. B. in Werlitzsch. Das Selbstmat ist ganz hübsch und wird verehrlichst werden. G. E. in Eilenburg. Ihre Aufgabe eignet sich ihrer großen Einfachheit halber nicht zur Veranschaulichung.

Räthsel. Arithmogisch. Von D. R.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. ein Südbüchen unweit Halle;
10. 11. 8. ein nördliches Küchlein;
12. 8. 7. 10. 7. eine edle Eigenschaft;
13. 16. 8. 5. 13. 11. 19. 2. 1. 6. ein junges Bild;
7. 13. 4. 7. 3. eine Stadt in Hannover;
8. 14. 5. 7. eine Blume;
15. 2. 10. 5. 12. eine Dichtung Goethes;
7. 9. 2. 5. 12. ein männlicher Name;
4. 16. 3. 2. 16. ein bekannter Berg;
12. 7. 1. 12. 14. 17. ein Ort bei Berlin.

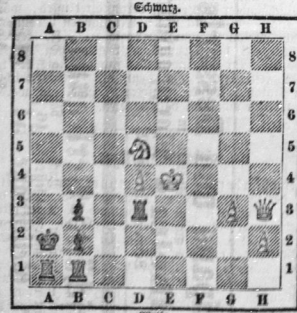
Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen geben eine hervorragende Person aus der Dichtung, die Endbuchstaben von unten nach oben den Ort, wo sie haust.

Silberräthsel. Von D. R.
Willst Du die 2 Dir erwählen,
So sich, daß sie 1 noch ist
Und 1 2 auch belei,
Dann kann es ein Glück Dir nicht fehlen.
Suchstabenrebusse.
J h h & d d d d T
h h h h d r e d
h h h h d d d d E

Die Aufstellungen folgen in nächster Nummer dieser Blätter.

Schach.

Rebigit von S. Tarrasch. Aufgabe Nr. 31. (Aus der „Musch. Stg.“) Von Karl Köppler in Königsheim.



Reiß geht und legt in 3 Zügen mat.

- 1. Dg8 - d8 Kc4 - f5
2. Ld1 - e4 Kf6 - e6:
3. Dd8 - d3#

Richtig angegeben von cand. phil. F. B. in Mücheln, C. R. in Wetzin, F. E. Wegewig in Werlitzsch, R. W. Winter in Reudnitz, F. B. in Trotha, R. Heine in Rabegast und R. R. in Klisleben.

Inhalt: Wetterbriefe aus Hamburg. XXXIV. - Ueber die Sonnenfinsternis der Mittelmeer. Von Herwig Schlege in Wiehe. II. - Was dem Waldleben. - Einhornschädelige Heide. Geht bei dem alten Senne. - Zur Verhütung der Seuchen. (Ein Brief für den Kreisbau.) Von D. St. S. - Zu Eaden der Bibel. Von Dr. Otto Jäger. II. - Literatur und Kunst. - Wammischaltungs. - Schach. - Räthsel. Der Raschend aller Original-Artikel ist unterlagt.

Wetterbriefe aus Hamburg. XXXIV. Hamburg, 2. Dez. 1883.

Gestatten Sie mir zunächst einige kleine Irrthümer zu berichtigen, die sich durch den Druck in meinem letzten Brief vom 5. November eingeschlichen haben. Es sind dieselbst die Nordwestmonune in Nordostmonune zu verwechseln; erstere giebt es überhaupt nicht) und gleich zu Anfang mußte es heißen Passatzzone anstatt Passatz; endlich bitte ich Sie in der drittelten Zeile der ersten Spalte anstatt Ruba zu lesen „auf Ruba.“ Wir haben bisher uns bei unseren Betrachtungen der Regenverhältnisse mehr auf die Erscheinungen, welche die Nähe des Äquators bietet, beschränkt, mit andern Worten: auf die Regen der Tropen oder auch auf die tropischen Regen; wir wollen uns heute etwas nach beiden Seiten vom Äquator entfernen und uns nun einmal in den nördlichen Zonen, d. h. in jenen Gebieten, welche den Uebergang zwischen heißer und gemäßigter Zonen vermitteln, nach dem Niederschlagsverhältnissen umsehen. Daß es bei uns im Sommer mehr regnet als im Winter, ist eine ebenso bekannte Thatsache, als die, daß wir speziell keinen Theil des Jahres berechnen können, in dem es in allen Jahren trocken wäre. Wir befinden uns also in der Zone des Regens zu allen Jahreszeiten mit Maximalregen im Sommer. Anders sieht es aber aus, wenn wir jetzt uns dem Äquator nähern und in jene oben genannte subtropische Zone eintreten. Unter etwa 30-40 Grad n. Breite finden wir zwar auch Regen zu allen Jahreszeiten, wenn auch die Mengen in einzelnen Monaten sehr bedeutende sind, indessen fällt hier der meiste Regen in unseren Wintermonaten. Die Erklärung für diese Erscheinung ist eine einfache, und habe ich dieselbe Ihnen auch schon einmal bei Besprechung der Verchiebung der regenlosen Gebiete in den Tropen angedeutet. Wir wollen sehen, wie es derselbe Grund ist, der diese Verschiebung hervorruft. Zunächst aber verollständigen wir uns unsere Regenkarte von Europa (denn mit diesem Erdtheil wollen wir uns erst einmal allein beschäftigen, wenn wir auch nicht umhin können, einige Theile des nördlichen Afrikas in den Kreis unserer Erwörterungen zu ziehen) noch mit folgenden Betrachtungen. Im mittleren Europa, also auch in Deutschland, fanden wir schon die größten Regenmengen im Sommer; weiter südlich, an den nördlichen Küsten des Mittelmeeres, denkt schon niemand mehr an Maximal sommerregen, so wenig, wie an erhebliche Niederschläge im Winter. Die häufigsten Regenfälle finden hier in 2 jährlichen Perioden statt, nämlich im Frühjahr und Herbst, während die Zwischenzeiten relativ regenarm sind. An der nordafrikanischen Küste endlich und in den südlichsten Theilen Europas regnet es am meisten im November bis Januar. In Jundal auf Madaira fallen im Januar 208 mm, im Juli 2 mm Regen, in Fissabon im Dezember 124, im Juli 4 mm, in Neapel im November 104, im Juli etwa 8 mm Niederschlag. Sie sehen aus diesen Zahlen mit Evidenz, daß je weiter nach Norden, um so mehr der niederschlagsreichste Monat im Jahre sich zurück verschiebt, sobald darin schon angedeutet liegt, daß das Maximum auch einmal in die Sommermonate fallen wird; Sie sehen aber, daß in derselben Richtung nach Norden zu auch die Wintermonate etwas mehr Regen abgeben, d. h. die regenlose oder regenarme Zeit ein immer geringeres Recht auf diese Bezeichnung hat und wir dadurch in die größeren „Regen zu allen

Jahreszeiten“ hineingerathen. Ferner möchte ich Sie noch darauf aufmerksam machen, daß in Frankreich die Regenzeit früher eintritt als in Spanien und Italien, und hier wieder früher als auf den Canarischen Inseln. Dove hat auf Grund dieser Erscheinungen folgende Regel aufgestellt: die Winterregentzeit an den Grenzen der Tropen tritt je weiter wir uns von diesen entfernen, immer mehr in zwei, durch schwächere Niederschläge verbundene Maxima auseinander, welche in Deutschland in einem Sommermonat wieder zusammenfallen, wo also temporäre Regenlosigkeit vollkommen aufhört. Das ist die Thatsache; und man die Erklärung derselben. Ich beziehe mich zu derselben eines von Herrn Prof. Kirchhoff in Halle zuerst benutzten Bildes, welches uns alle Erscheinungen in der ungezogenen und natürlichsten Weise erklärt. Denken Sie sich eine Glasretorte, wie sie der Chemiker zum Ueberföhren von Substanzen gebraucht, in deren Innerem sich Wasser befindet. Die Retorte besteht aus einer Glaswand, welche oben in einen langen nach unten abgehenden Hals ausgezogen ist. Bringen Sie nun die Retorte über eine Spiritusflamme, so wird das Wasser anfangen zu verdampfen und der Dampf sich einen Ausweg suchen; da er aber nur den einen Ausweg durch den Flaschenhals hat, muß er in diesem, nachdem er anfangs hoch gestiegen war, anfangs hinunter, also sich wieder senken. Wenn Sie nun das unterste Ende des engen Halses in gehörig hoher Temperatur erkalten, so werden Sie bemerken, daß das vorher unsichtbare Wasser sich in Gestalt kleiner Dunstföhen niederschlägt und allmählich in eine tropfbar flüssige Gestalt übergeht, d. h. wieder Wasser wird, aber befehlirter, nämlich ohne die festen Bestandtheile, die vorher in ihm aufgelöst waren - als z. B. Salz. Ohne Weiteres ist nun klar, daß durch Hin- und Herbewegen der Retorte immer andere Stellen des Halses, auf dem Sie das Experiment machen, unter die kaltschlagende kommen, daß also sich die Stelle, wo der wieder verdunstete Wasserdampf den Hals berührt, sich ganz danach richtet, wie und wo die Retorte steht. In der großen Natur ist nun der Hals unsere Erde, die Spiritusflamme derjenige Punkt der Erdoberfläche, in dessen Zenith die Sonne steht, die (von oben) trockene Stelle unter dem Flaschenhals ist das Gebiet der Passate. Steht nun die Sonne recht nördlich am Himmel, ist es also Juni, so ist auch die erwärmte Stelle der Erde am meisten nach Norden verschoben, darum steigen hier die Wasserdämpfe auf, gehen als Antipassatz (Äquatorialstrom) über den untern Passatz hinweg und kommen erst im mittleren Europa herab, wo sie im Kampfe mit den kalten Polarströmen die großen Regenmengen erzeugen. Zur Zeit der Herbstäquinoctien zieht sich das ganze System südlicher, die Stelle, wo der feuchte Äquatorialstrom zu Boden kommt, befindet sich jetzt am nördlichen Ende des Mittelmeeres, wo nun die intensiven Regenfälle erfolgen. Es wird Dezember, die Sonne steht am südlichen, die Gebiete der Passate u. i. w. sind ebenfalls jetzt in der südlichsten Lage, und die Stelle für den Abzug des vom Äquatorialstrom mitgeführten Wassers ist bis an den Atlas nach Süden verschoben. Allmählich aber steigt die Sonne am südlichen Himmel empor, Januar und Februar vergehen und schon nehmen die Niederschläge in Algerien merklich ab. Der März zeigt uns die Sonne im Äquator, an derselben Stelle, wo wir sie im September sahen, und gleiche Verhältnisse wie damals find auch jetzt an den Küsten des mittelländischen Meeres vorherrschend. Ausgiebige Frühjahrsregen raten noch nicht zu einem Aufenthalt in Nizza oder Genoa, bis endlich im Juni die Sonne so nördlich gestiegen ist, daß die kampfsüchtigen Niederschläge im mittleren Europa fallen. Der Jahreslauf ist vollendet, und die Erscheinungen wiederholen sich nun wieder

Für die Redaction verantwortlich: J. W.: Dr. A. Woch in Halle.

Druck und Verlag von Otto Zundel in Halle a. d. S.



in der letzten Reihenfolge. So sehen Sie also, daß alles in der Natur seinen guten Grund hat, freilich liegt er nicht immer so klar zu Tage. Aber auch die übrigen Epoleer wollen wir zu Ihnen verzeichnen, hauptsächlich zu Erlaube.

... n.

Ueber die Hunnenplage bei Kitzburg (Krahe)

an der Unruhe, unter König Heinrich I. am 15. März 933.
Von Moritz Schulte in Aue.

Die Mittelburg stehen bis acht Kilometer am rechten Ufer der Saale aufwärts liegt das Dorf Kitzburg, wo in den vierzig Jahren dieses Jahrhunderts noch die Reste hoher und unangenehmer Erdwälle vorgefunden wurden, welche infolge der Separation jetzt verschunden sind. An diesen alten Wällen lagerte die Saale, daß König Heinrich hier sein bestmögliches Lager gehabt habe, in dessen Nähe sich die Streitkräfte sammelte, mit welcher er im März des Jahres 933 die Ungarn angriff und völlig vernichtete. Die alte Tradition wird von der neueren Geschichtsforschung angegriffen und sogar verworfen, sie hält an dem dunklen Vorurtheil des Chronisten Widukind, obwohl dieser über die Passirtheit der Ungarnschlacht nichts gesagt hat. Allerdings wird von der neueren Geschichtsforschung darauf hingewiesen, daß Kitzburg erst im 13. und 16. Jahrhundert als Schlachtfeld genannt wird und daß diese Idee erst durch die Chronik von Merseburg, von Ernst Brottuff dem Älteren, aus dem Jahre 1556 weitere Verbreitung gefunden habe. Doch auch das dürfte als zu weit gegriffen angesehen werden. Brottuff war ein seiner Zeit nach sehr belesener Mann. Mit einem heiligen Ernste behandelt er das 14. und 15. Kapitel seiner Chronik, welche über den Ungarnkrieg sprechen; er hat die alten Schriftsteller gelesen, die Berichte des Bischofs Euphrasius benützt und die alten Sagen aus dem Ungarnkriege von 933, welche im Volke sich frisch und lebendig erhalten hatten, gesammelt und in seine Chronik aufgenommen. Deshalb Brottuff's Nachrichten eine unläutere Quelle zu nennen, wie das gelehrt ist, finde ich nicht gerechtfertigt; wie sollen dann erst die Zeugnissbilder der neueren Forschung genannt werden, welche die Ungarnschlacht unter König Heinrich an die drei Giebeln, dann auf das Himmelsgebirge oder auf das Reich bei Blieskastel verlegen? — Die beiden ältesten Chronisten, welche über den Ungarnkrieg unter dem König Heinrich im Jahre 933 berichten, sind der Bischof Euphrasius von Treverna und der Mönch Widukind im Kloster zu Corvey an der Weser. Beide Chronisten lebten in der Mitte des 10. Jahrhunderts. Euphrasius berichtet, daß die Schlacht, in welcher der König Heinrich die Macht der Ungarn vernichtete, in der Nähe von Werseburg geschlagen worden sei. Nach dem Siege habe der König zu Werseburg, in oberen Speisland der Pfalz, ein Gemälde der Schlacht aufgestellt lassen, welches den Kampf lebendig veranschaulicht habe und welches aller hohen Fremden gezeigt wurde. Der Bischof Euphrasius, welcher längere Zeit sich an Hofe Otto's I. aufhielt und über die Schlacht zu sprechen, wird hier genau von allen Begebenheiten unterrichtet worden sein. Den noch lebenden Augenzeugen gegenüber, welche in der Schlacht selbst mitgewesen hatten, zu denen der Kaiser Otto selbst gehörte, konnte der Bischof nur mit Wahrheiten entgegenzutreten, und was von der alten Schlachtgenossen als Bezeugt anerkannt wurde, dem können auch wir Glauben schenken, da überdies Beweise hinzutreten, welche die Aussagen bestätigen. Der Mönch und Chronist Widukind berichtet folgendermaßen: Nachdem der König Heinrich mit den Ungarn einen neunjährigen Kampfsstand geschlossen hatte, theilte er das Land in Burgwarden ein und ließ an geeigneten Stellen besetzte Plätze oder Burgen, die durch Wall und Graben geschützt wurden, anlegen, in welche er keine wehrfähigen Mannschaften setzte, der Mann für die anderen acht Mann Bedienung bereit zu halten hatte. Außerdem mußte der dritte Theil der Leute in die Burg zur Aufseherung abgetheilt werden. Des einen feindlichen Einfall fanden die Besatzungen Schutz und Unterkommen in den Burgen, welche sie dann auch zu verteidigen hatten. Gleichzeitig hatte der König durch die Kriege mit den benachbarten wendischen Völkern

stärkten sich eine schlagfertige Armee, namentlich eine gewandte Reiterei heranzubilden. Zu dem Kriege vorbereitet, berief der König im Frühjahr 932 eine Versammlung der Nation, um sie aufzugeben zu lassen, ob man sich noch länger zu einem schmerzlichen Tribute verziehen oder die Freiheit und Unabhängigkeit durch einen blutigen Krieg erringen wolle. Die von ihm für den Krieg angeführten Gründe waren so durchschlagend, daß selbst die geistlichen Würdenträger mit Begeisterung dafür stimmten. Bald nachher langten die Gesandten der Ungarn bei dem König Heinrich an, um den Tribut in Empfang zu nehmen, allein sie wurden mit Hohn abgewiesen und kehrten mit leeren Händen in ihr Land zurück. Als die Ungarn das hörten, bereiteten sie sich unverweilt mit einem bedeutenden und ergrimmten Heere in Sachjen einzubringen. Ihren Marsch nahmen sie durch Dalmatien und verlangten von ihren alten Freunden und früheren Bundesgenossen Hilfe und Beistand. Die Dalmatiner leisteten aber das Ansuchen ab, da sie die Macht des Königs fürchteten. Nun drangen die Ungarn möglichst rasch in das Gebiet der Thüringer ein und durchzogen das Land sengend und brennend. Hier theilten sie ihre Schaaeren; ein Theil zog nach Westen und suchte von Westen und Süden in Sachjen einzubringen. Aber die Sachjen, vereint mit den Thüringern, schloßten sich zusammen, begannen mit ihnen einen Kampf, tödteten die Anführer und zerstreuten den Rest des westlichen Heeres durch die ganze Gegend. Das in Osten zurückgebliebene Heer hörte aber, daß die Schaar des Königs, welche der Thüringer Widerwehr hatte, sie war außer der Ehe erzogen, eine denachbarte Heile kennd und viel Silber und Gold besaß. Deshalb begannen sie die Burg mit solcher Gewalt zu stürmen, daß sie hätte nicht die Rechte die Kämpfer gehindert, dieselbe genommen haben würden. Als sie aber in dieser Nacht von der Niederlage ihrer Gefährten hörten und daß der König mit einem mächtigen Heere über sie komme — der König hatte nämlich sein Lager bei einem Orte Namens Hagen aufgeschlagen — verließen sie die Burg ergriffen das Lager und riefen nach ihrer Wehr durch Feuer und ungeheuren Rauch die zerstreuten Schwärme zusammen. Der König aber führte am folgenden Tage sein Heer vorwärts und es kam zur Schlacht.

So klar die Mittheilungen des Widukind über den Ungarnkrieg auch erscheinen mögen, so lückenhaft gestalten sie sich, wenn näher auf dieselben eingegangen wird. Die meisten und wichtigsten Fragen bleiben unbeantwortet und um die Lösung derselben entbrennt der Kampf der neueren Forschung. Nur einige Fragen sollen hier berührt werden. Wann erfolgte der Einfall der Ungarn in Thüringen? Wo theilte sich das Ungarnheer und wo blieb der Theil in Osten stehen? Wo lag das fragliche Krahe und wo griff der König die Ungarn an? Widukind sagt, daß die Ungarn unverweilt mit einem ergrimmten Heere in Thüringen einfielen, — soll das etwa heißen, daß die Ungarn noch im Herbst 932 in Thüringen und Sachjen eingefallen seien? Es wird anderweit mitgetheilt, daß 932 in Erfurt eine Synode statt, welche von den Ungarn übertrahet wurde, so daß keiner der Präläten die Stadt verlassen konnte und sie den Sturm hier abwarten mußten.

Die Jahrbücher von Pohle berichten einfach darüber, daß der König Heinrich nördlich des Harzes das Kommando führte und daß er hier, als der allgemeine Angriff begann, die Ungarn am Ein geschlagen hat. Dem Ritzzuge des Heines, der in östlicher Richtung zurückging, um die Saale zu überschreiten, folgte auch der König; derselbe suchte aber Werseburg zu erreichen, welches jetzt der ungarischen Platte gegenüber in großer Gefahr stand, was auch von der braunschweigischen und Preussischen Chronik bestätigt wird.

Der Bischof Dittmar von Werseburg, welcher in den ersten Jahren des elften Jahrhunderts schrieb und in dessen Sprengel und nächter Nähe Kitzburg lag, erwähnt die Schlacht bei Kitzburg in seiner Chronik nicht. Die Gegner der Schlacht bei Kitzburg interpretieren das Schweigen des Bischofs dahin, als habe derselbe damit sagen wollen, daß seine Schlacht derselbst geschlagen worden sei, ohne zu berücksichtigen, daß Dittmar im ersten Buche seiner Chronik Seite 5 sagt: „Diemal ich mir eigentlich von Kaiser Ottone dem Großen meine Historien anzufangen vorgenommen habe, achte ich es für unwichtig, seines Vaters mächtige Thaten alle förmlich zu erzählen.“ Zu dem bischöflichen Sprengel Werseburg gehört auch ein großer Theil des Landes, das zwischen der Saale

Mittelburg des besessenen Verfassers liegt in neuer, wohlfeiler Ausgabe vor und wird sicherlich, in unserer Provinz ummal, freudig willkommen geheißen werden.

g. Daniel Chodowiecki, von Berlin nach Danzig 1773. Facsimilebuch. Berlin, Amster und Frankfurt 1883. Die Veröffentlichung des bisher so gut wie unbekanntem, kulturhistorisch wie künstlerisch hochwichtigen, umfangreichen Werkes ist eine höchst verdienstvolle. Chodowiecki, der seitweils sehr unterdrückt wurde, tritt hier in seiner ganzen Bedeutung vor die Augen. Dies Schizzenbuch war sein Lebenswerk; das Original ist durch Zufall in den Besitz der Kunstakademie gekommen.

* Aus dem Verlage von A. Haack in Berlin liegen nachstehende Kalender für 1884 vor: Saak's Deutscher Reichskalender, welcher seinen 13. Jahrgang antritt, bietet in seinem Anhalte des Volkstümlichkeit in viel, das er ein Familienfreund echter Art ist. — Für unsere Frauen evident in seiner eleganten Ausstattung Saak's Damenkalender in seinem 10. Jahrgang als zierliches Geschenk. — Ein kleiner Portemonnaie-Kalender in laubemem Lederbande mit Goldschnitt und Messingdekel, sowie ein praktischer Schreibkalender und ein kleiner Wandkalender machen den Inhalt dieser Kalenderreihe.

* Trevernsches Volkskalender für 1884 (Breslau, C. Naubert) erhebt sich einmal in der Höhe und bietet dem Fülle und Gehiegeheit seines Inhalts wiewohl zu reiche Ausbeute, daß er auch dieses Mal, seinem wohlverdienten Ruf treu bleibend, mit Glück von Breslau aus die Wanderschaft über Deutschlands Gauen antritt. Der in gleichem Verlage erschienene „Hauskalender“, auch „Schonstein-Kalender“ genannt, liegt im 37. Jahrgang vor.

Eingegangene Neuigkeiten.

- (Beizprechung einzelner Werke vorbehalten.)
- * Die Normativ-Bestimmungen für die preussischen Hypothekbanken. Beitrag zur Reform des Grundbuchwesens und der diesem dienenden Institute von Heinrich Schmidt, Bankdirektor a. D. (Im Verlage der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Berlin SW., Wilhelmstraße 32.)
- * Gegen den Strom. Anekdoten und Satyrisches. Von Albert Palmer. Leipzig, Otto Wigand.
- * Weitere Sitzgen aus der chirurgischen Klinik des Herrn Geheimrath von Kussbaum. Von Dr. Henschmid. München, J. F. C. Fischer, 1883. W. 2.
- * Erziehungsnormen. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher von Dr. M. Beeler, kgl. Sanitätsrath. Breslau, Max Weyand.
- * Hanka. Eine Erzählung aus den Bergen von Max Ring. Berlin, Albert Goldschmidt.

* Der Verwaltungskonstitut des Orientvereins der deutschen Buchhändler erklärt eine für den deutschen Buchhandel und die Besucher der Leipziger Messe wichtige Bekanntmachung. Die Ausstellung von neuen Büchern, Kunstdruckwerken u. s. w. welche anfänglich bei der Diercksamenkunft der deutschen Buchhändler in Leipzig veranstaltet wird, wird in dem diesjährigen engen Lokal mit vielen Vorkäufen verbunden. Vom nächsten Jahr an soll sie nun bedeutend erweitert werden, indem als Ausstellungsort der Krystallpalast genommen ist. Sie wird vom 10. bis 21. Mai stattfinden und sich auch auf die technischen Instrumente erstrecken. Zu dem als Luxuspublikation erscheinenden Katalog können Inserate eingereicht werden. Anmerkungen werden möglichst bald erbeten.

Mannichfaltiges.

* Vogelliebhaberei im Altertum und Mittelalter. Der Mann, der in seiner Heimat Indien noch heute als heilig verehrt wird, erreichte sich in Griechenland schon in alten Zeiten großer Liebhaberei, trotzdem er nur zu sehr theuren Preisen künstlich von 500 v. Chr. wurden z. B. ein Paar Wäuer mit 1000 Drachmen (1000 M.) bezahlt. Von Griechenland kam der Wahn zu den Römern und wurde von ihnen schon 100 v. Chr. in großem Maßstabe gepflegt. Nach Deutschland wurde der Wahn erst ziemlich spät eingeführt, noch im 14. und 15. Jahrhundert war er hier recht selten. Zur Kaiserzeit stand die Vogelliebhaberei in Rom in voller Blüthe und niemals sind unter Napoléon I. so viele Vögel zu seiner Zeit, so viele Käser Gouvernors eine Liebhaberei von 2000 Schilling. Aber auch andere antike Völker pflegten die Vogelliebhaberei. Auf den Ostelken finden sich zahlreiche Abbildungen von Vögeln, die die Ägypter verehrten. Schon vor 3000 Jahren hatten die Chinesen Thiergärten und die Vogelsucht war von ihnen viel älterer Zeit betreten. Auch die Römer sind von früh an den alten Vögeln Gegenstand der Liebhaberei und des Luxus. Eine Mannichfaltige

mal die wissenschaftlichen Experimente Galvani's verboten, so hätten wir wohlgerne noch keinen Telegraphen, kein elektrisches Licht und kein Telephon. Und es ist doch offenbar besser, daß wir im Besitz dieser Erzeugnisse stehen, als daß einige Tausend Irdische mehr auf dem Erdenrund existieren.

Es ist heutzutage Mode, bei jeder Gelegenheit das Wort Humanismus und Humanität im Munde zu führen, aber möglichst wenig Menschlichkeit im menschlichen Leben zu zeigen. Zahllose Thiere opfern wir selbständig unseren Brüdern, wir denken sie zum Tragen und Ziehen der schwersten Lasten. Wir tödten und vergreifen sie; daß im Kriege mehrere Tausende von Menschen auch Tausende von Thieren hingegeben werden, findet man ganz selbstverständlich. Wo wogu der Krim? Man entschuldigt zwar die Hinopferung der Thiere mit der Nothwendigkeit, in welche der Trieb der Selbsterhaltung den Menschen verjagt. Aber die Medicin und was zu ihrer Pflege gehört, dient ja ebenso der Selbsterhaltung des Menschen. Man muß nur etwas weiter blicken, um sofort der vielfachen Augen des verpönten Experiments am lebenden Thiere klar einzusehen. Der Staat, der in unüberlegter Weise die Forschungsmittel der wissenschaftlichen Medicin beschränkt, gliedert der thörichten Mutter, welche dem Arzte in den Arm fällt, der ihr Kind durch einen Messerschnitt heilen will.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß viele „Humanisten“ die Thieropfer doch zulässig finden, wo sie — wenn man dem Thiere wirklich Schmerz andeuten lassen möchte — am ehesten und leichtesten zu beseitigen wäre. Ich deute z. B. auf die Jagd hin. In der That sind die Qualen, welche ein gehehies und angehöhneses Wild erleidet, wenn es im Dicksich verjagt, zumal größer als diejenigen, welche ihm mit phyhiologischen Instrumenten zugefügt werden könnten. Aber trotzdem hat sich bisher niemand dazu entschlossen, die Jagd im Namen des Thiergutes zu ächten.

Wit Recht weist Prof. Goltz auch auf die im Elsaß stark betriebene Gänsezüchtung und die damit in Verbindung stehende Papieten-Industrie hin. Da werden, nur um den Gaumen der Feinschmecker zu kitzeln, den armen Thieren künstlich Fetteleber angepflanzet, es wird ihnen jede Bewegung unmöglich gemacht — alles nur, damit ein Rederfishen für die Tafel des Wohlhabenden gewonnen wird. Und so ist es in hundert ähnlichen Fällen auch! Wir entfallen uns jeder abfälligen Kritik über diese jeder „Humanität“ Hohn sprechenden Institutionen und sprechen nur den Wunsch aus, daß die gebildete Kaimwelt die oben angeführten Gründe für die Nothwendigkeit der Bissection würdigen und sich von deren hoher Wichtigkeit für die Förderung der wissenschaftlichen Medicin überzeugen möchte.

Kunst und Literatur.

* Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut, zum ersten Male vollständig nach den Originalhandschriften herausgegeben von Karl Viebermann. Breslau und Leipzig, S. Schott'sche Buchhandlung, 1884. Professor Viebermann war so glücklich, sämtliche Briefe Kleists an seine Braut, Wilhelmine von Zenge, im Original zu entdecken, und so ertheilten dieselben nun vollständig, unverfälscht, wörtrecht, ganz so, wie Kleist sie geschrieben, Vorgegeben ist, nebst dem Portrait Kleists selbst, ein sehr anmuthiges Bild der Braut. Diese erste vollständige Veröffentlichung der Briefe Kleists an seine Braut ist entschieden ein äußerst werthvolles Beitrag zur Kleist-Literatur. Bisher konnte man nur ein dürftiges Bruchstück dieses Briefwechsels als G. v. Wilhelms Kleist-Biographie. Daraus haben sich ganz falsche Ansichten über Kleists Verhältniß zu seiner Braut und über diese selbst gebildet. Der jetzt vorkommende vollständige Abriss der Briefe berichtet solche falsche Ansichten; auch hat der Herausgeber, der ist gründlicher und unbeeinträchtigt Historiker und Literaturhistoriker faktisch betanzt ist, in einem längeren Vorwort alles Nöthige beigebracht, was zur Klarstellung seines Verhältnisses und zur Aufhellung so mancher dunklen Stellen in Kleists eigenem Leben dienen kann.

* G. Dte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. G. Hoff, in Verbindung mit dem Verfasser bearbeitet von G. Wernicke. I. Band. Leipzig, T. D. Weigel 1883. Das bedeutende grundlegendes Werk des Altmeister der mittelalterlichen Kunstarchäologie, des neuen Ehrenobitors der halleischen Universität, des tüchtigen Mitarbeiters der historischen Kommission der Provinz Sachsen, ist in weitestlich umgearbeiteter Auflage erschienen. Auch das archäologische



der Ueberzeugung durchbringen, daß die Obstbaumzucht, die jeder Landmann nebenbei mit betreiben kann, ein Segen für die Menschheit sei; er war auch ein guter Redner, der manch schönes Stück Geld aus seinen Bäumen gewannen und zurücklegte. Er war auch ein warmer Naturfreund, der mit liebender Sorgfalt seine Pflanzungen pflegte. Aber sein Buch gelesen hat, der wird immer gleichgiltig an dem blühenden Kirschaum, an dem fruchtbaren Apfelbaum vorüber gehen, Baumfreud ist für den ein Ding der Unmöglichkeit.

Seht, Gottlieb, ich wollte Euch zeigen, welchen Wert der Obstbau für den Landmann hat, mögen meine Worte auf fruchtbaren Boden gefallen sein; ich schliesse mit dem bekannten Versen:

Auf leeren Raum
Pflanz einen Baum
und pflege sein,
er bringt dir's ein.

Don Balder.

Zur Abschaffung der Scheulerer.
(Ein Wink für den Thierfänger.)

Von v. St.-L.

Der Mensch besitzt eine seltene Fähigkeit in der Liebe für alle Gesehnen und Moden und läßt oft das Widerwärtigste gewähren, einfach weil es die Mode erfordert, trotzdem er vielleicht längst von der Unweckmäßigkeit derselben überzeugt ist. Eine solche widerwärtige, zweifelhafte, aber doch überall in Ehren gehaltene Mode sind die Scheulerer oder Scheulappen an den Kropffäden der Kutschpferdegeschirre, welche ebenso zu betrachten sind, wie mancher stopfungs an den Hüften unserer Damenwelt. Die Scheulerer gehören keineswegs zum kompletten Geschirre, sondern sind nur als ein das Vieh irritirendes, seine freie Leistungsfähigkeit hindernendes und auf laienhafter Unkenntnis der Natur und Gewohnheit der Tiere beruhendes Anhängel anzusehen, vermittels dessen man mit ihnen nur Windeln zu spielen beliebt. Denn daß die Scheulappen bedingten sollen, daß die Pferde ruhiger gehen, oder daß sie gar das Scheuen verhindern könnten, ist ein großer Irrthum, eine Fabel, welche auf Unkenntnis der Natur und Gewohnheit des Pferdes beruht und durch nichts motivirt werden kann. Lucus a non luendo! — im Gegentheil, die Scheulerer verursachen erst den Pferden Angstlichkeit, unsicheren, unruhigen, fuhenden Gang und sind gerade erst recht dazu angethan, das Scheuen und Durchgehen zu verursachen und jungen Pferden anzulernen. Ganz natürlich, denn wenn das Pferd nicht jeden Gegenstand ordentlich sehen, sich mit seiner Umgebung nicht gehörig vertraut machen und von der Ursache gewisser Geräusche überzeugen kann, weil ihm die Augen verhangen sind, so muß die Angst nur zunehmen und schließlich zum Scheuwerden und sogar Durchgehen ansetzen.

Und nun zu den direkten Nachtheilen dieses unweckmäßigen Geschirres. Der direkte persönliche, sozusagen moralische Einfluß des Fahrers auf die Pferde, die geistige Kommunikation zwischen beiden wird durch die Scheulerer beeinträchtigt, denn Pferde, welche am Sehen gehindert sind, sind nicht in der Lage, einen Wink oder ein sicheres Zeichen ihres Lenkers aufzunehmen und zu befolgen, daher muß derselbe viel öfter als nötig seine Anflucht zur Peitsche nehmen und selbst die kleinsten Hilfen und Aufmunterungen jedesmal vermittels derselben, also meist in Form einer Strafe geben. Sie gehen dann nicht so leicht und losgelassen, als wenn man ihren guten Willen dadurch respektirt, daß man sie mehr auf den Wink führt. Aber das ist ja nicht möglich, denn die Pferde der armen Thiere sind mit Läden verhängelt. Wenn die Pferde nur die Peitsche sehen können, so ist das in den meisten Fällen ebenso gut, als wenn sie dieselbe fühlen, und wenn man sie dann wirklich einmal anwenden, so werden die Thiere nicht vor derselben schreckhaft zusammenfahren.

Die Scheulappen sind aber den Pferden nicht nur eine Verhinderung, sondern in vielen Beziehungen geradezu ein Quälinstrument. Ein Wink auf die Augen des Pferdes wird uns überzeugen, daß die Pupillen oft gekleidet sind, daß sie gar nicht dazu angethan sind, sich in so vermerkwürdiger Art durch die Scheulerer nach vorn hin einzuklappen zu lassen und in dieser unnatürlichen Stellung zu verharren. Die Geschirren sind mehr nach seitwärts gerichtet, um den Gesichtskreis nach allen

Seiten zu beherrschen, und diese natürliche Lage durch ein Instrument wie die Scheulappe zu verhindern, ist sicher Thierquälerei.

Endlich, um das Maas voll zu machen, will ich noch die Aufmerksamkeit darauf hinlenken, daß die Scheulerer auch zur Entstehung von Augenkrankheiten beitragen können. Beim Fahren, bei Kälte und rauhem Wind, namentlich gegen den letzteren, bilden die Scheulappen förmliche Windfänge; die kalte Zugluft, der Staub, die gefahrenen oder ungefahrenen Niederschläge laden sich zwischen Auge und Scheulerer fest, es entsteht dadurch ein miltärer roth febriler, vermehrter Neiz auf das Auge, welcher leicht den Grund zu bösartigen Augenentzündungen legen kann.

Möge hiermit das Messer zur Abtrennung der widerwärtigen Scheulerer geschärft sein; freilich weiß ich auch, daß kein Baum von einem Pflanzler *.

In Sachen der Vivisektion.

Von Dr. Otto Zacharias.

II.

Die Agitation gegen das Experiment am lebenden Thier nimmt bei uns von Tag zu Tag größere Dimensionen an. Am meisten geführt wird dieselbe durch die Publikationen des „Internationalen Vereins für Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierquälerei.“ In diesen höchst einseitig abgefaßten Schriften und Flugblättern wird stets (und wie es scheint, gefühllos) verhandelt, daß alle Vivisektionen nur unter Chloroformbetäubung des betreffenden Thieres vorgenommen werden. Die Eingriffe in die körperliche Maschine geschehen absolut schmerzlos. Von einer „grausamen Quälerei“ kann also gar keine Rede sein. Aber hieran kann man sich gerade und winnigst Abhilfe, im Interesse der Humanität.“ Wie immer, wo sich für die betreffenden Interessenten das Gemüthlich nicht schnell genug realisiert, so wird auch in dem vorliegenden Fall die staatliche Intervention gefordert. Aber der Vorschlag, auf gesetzlichem Wege die Vivisektion zu beschränken kommt auf dasselbe hinaus, als wenn jemand, der daran verwehrt, den Krieg aus der Welt zu schaffen, beauftragt, daß in Zukunft bloß von 8—10 Uhr morgens scharf geschossen werden soll.

Das Beispiel Englands sollte uns eine Warnung sein. Dort ist kein Mensch mit den Gesehen gegen die Vivisektion zufrieden, die sich das Parlament hat abdringen lassen. Die Männer der Wissenschaft sind empört über die Hinfälligkeit, welche der freien Forschung angelegt sind, und die Humanisten sind erst recht unzufrieden, weil sie einsehen, daß ein solches Verbot nicht zu dem von ihnen ersehnten Ziele führt.

Professor Goltz erzählt, daß der Präsident des Straßburger Thiergeschäftsvereins sich etwas von der Einrichtung von Kommissionen versprochen habe, welche die Aufsicht über die Vivisektion führen sollen. Aber er bemerkt über diese Idee sehr richtig, daß derartige Kommissionen im besten Falle entweder überflüssig oder unschädlich sein würden.

Unter Umständen könnten sie aber auch geradezu ein Hemmschuh für die Forschung werden. Selbst wenn eine derartige Kommission aus den gelehrtesten Männern bestände, so könnte sie doch einem jüngeren Forscher, der einen neuen Versuchsanfang vorlegt, leicht Unrecht thun. Ein einzelner geistvoller Kopf kann im gegebenen Fall viel weiter gehen als eine ganze Kommission. Dazu kommt aber noch, daß gerade die wichtigsten wissenschaftlichen Entscheidungen Gelegenheitsurtheile sind, die mit dem ursprünglichen Versuchsanfang gar nichts zu thun hatten.

Ermern wir uns nur an den Fall Galvani's, der bei seinen Versuchen unglückliche Frösche geräthelte, ohne daß er etwas neues über den Einfluß der atmosphärischen Elektrizität auf die Nerven feststellte. Aber dennoch wurden diese verhehlten Versuche der Ausgangspunkt für die große Entdeckung der Kontakt-Elektrizität, des sogenannten Galvanismus, der in seiner technischen Verwendung einen geradezu revolutionären Einfluß auf den geistigen Verkehr der Menschen mit einander ausgeübt hat und noch ausübt. Hätte eine Kommission da-

* Dieser, der Weibiger Fahrwert-Zeitung, wenn auch abgefaßter entnommene Artikel hat in allen wesentlichen Punkten die voll Zustimmung des Herrn Prof. Dr. Büß gefunden. Dr. Th.

und Mühe siegt. Die Benennung dieser Landestheile mußte hier genau bekannt sein. Nun theilt der Bischof Dittmar im vierten Buche, Seite 82 seiner Chronik mit: „Markgraf Gebhart war aus hochadliger Stämme in Dittsiringen geboren u. s. w.“ Als Erläuterung ist hinzugefügt worden, daß Dittsiringen zwischen der Saale und Mühe gelegen war, was später das Dierland genannt wurde. Unbefritten gehörte dieser Landstrich dem östlichen Provinzen des alten Königreichs Thüringen an. Bei den Germanen sahen die alten, gewohnten Namen zu sein, haben wir doch jetzt noch die Alt-, Mittel- und Neumark im Sprachgebrauch. Die slavischen Stämme, welche zu Dittmars Zeit Dittsiringen besaßen, wurden nur als zeitweilige Demur angesehen.

Nun müssen die Vorbereitungen, welche König Heinrich an der Ditzgrenze des Landes zu dem Kriege mit den Ungarn getroffen hatte, näher ins Auge gefaßt werden, da durch dieselben die Ungarn zu Maßnahmen gezwungen wurden, welche dem Kriege gerade früher eine ganz andere Gestalt gaben. Zur größern Sicherheit der Ditzgrenze hatte der König bereits im Jahre 924 die am rechten Ufer der Saale liegende Dittsburg (Naumburg) erobert und mit einer starken Besatzung von Kriegsmännern versehen, welche die Erben, die hier wohnten, mehr und mehr zurückdrängen sollten. Nördlich der Dittsburg in einer Entfernung von 20 Kilometer, am linken Ufer der Saale, lag das besetzte Merseburg, dessen Burg der König vor dem Kriege mit einer neuen Mauer versehen hatte. Merseburg war im Ungarnreiche ein Hauptstützpunkt für die Operation der Arme gegen Wien.

Von Merseburg acht Kilometer östlich, am rechten Ufer der Saale aufwärts liegt Kaufsberg auf einer Anhöhe, von wo aus eine Ueberblick über das nächste Terrain gestattet ist. Hier hatte der König Heinrich ein mächtiges Erdwerk aufstellen lassen, dessen Wälle sich dreißig Fuß hoch erhoben. Dieses Werk bildete die Citadelle der Verschanzungen.

Am dieses Erdwerk herum, jedoch einen breiten Streifen Land Raum lassend, ließ, von der Saale ausgehend, ein sechs Ellen hoher Erdwall und Graben über; derselbe begann am linken Ufer der Saale, führte dort gegenüber und endete ebenfalls in der Nähe von Vesta an der Saale. Da nun Poppitz, nahe Hahnenborn, die letzte Schanze genannt wird, und Vesta ein besetzter Ort (Bura) war, so scheinen diese beiden Festwerke, die Eins- und Ausgänge zum Lager gebildet zu haben. Es ist jetzt schwer den Lauf der Befestigungswerte festzustellen, da viele besetzt worden sind, von denen keine



Nachricht auf und gekommen ist. Es war hier ein geschützter Raum geschaffen worden, wo sich eine Armee sammeln konnte. Vorbereitet, aber sicher lange noch nicht in allen Stücken fertig, überrasteten die Ungarn die Thüringer und Sachsen mit einem großen und ergrimten Reiterheer; sie brauchten durch Dittsiringen und durchgezogen Dittsiringen sendend und

brennend. In der Nähe der Saale angelangt werden die Ungarn vor den gewaltigen Befestigungswerten bei Kaufsberg, und auf dem Trebnitzberge fliegend gebildet sein. Selbstverständlich konnten und durften sie diese Befestigungswerte nicht aus dem Auge verlieren, da sie nicht weiter konnten, was sie in sich bargen. Ein großer Theil des Heeres, angeblich 50,000 Mann, blieb daher zwischen der Elster und Mühe in Dittsiringen zurück, um die Mühegasse zu besetzen und zugleich die Wagburg, in welcher sich die Frauen und Kinder der im Felde stehenden Ungarn befanden und die Mutter und die Gesehnen untergebracht waren, zu besetzen. Die wilden Völkereien nahmen bekanntlich ihre Familien auf Karren, die von Ochsen gezogen wurden, mit in das Feld. Da längere Zeit halt gemacht wurde, saßen sie die Karren derart nebeneinander auf, daß ein geschlossener Raum gebildet wurde, daher die Bezeichnung „Wagburg.“ Würde eine solche Wagburg vom Feinde angegriffen, dann würden von derselben die blutigsten Kämpfe stattfinden.

Ans dem Waldleben.

Nach der Befugung des „Hirses“ und der Oberförster Herr Schirman ein, ins Zimmer zu treten, um bei einer Tasse Kaffee ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; eine Anforderung, welcher der Gast mit Freuden nachkam.

Kieschen hatte hier bereits den Kaffeesatz mit dem Nachservice fertig gestellt und ruhte und strich an der Mutter herum, um diese beim Entsaugen des Auftrags so nett als möglich erweichen zu lassen. Wohl loyale es ihr einige Mühe, die Mama zu bewegen, ihre blaugebrachte Wildgansschürze mit der schwarzgebliebenen zu vertauschen. Es gelang ihr jedoch noch in dem Augenblicke, als die Herren eben ins Zimmer traten. Die Frau Oberförster war einmal eine sehr praktische Weibin und wollte nur als solche imponiren. Ihre Voreingenommenheit ging so weit, daß sie die Ansicht hegte, es werde ein ables Licht auf eine Hausfrau, wenn sie in ihrer Häuslichkeit sich anders zeige, als in der, das Kleid schützenden Küchenschürze.

Bald gruppierte man sich um den Tisch, schürzte den duffenden Kaffee und ließ die blauverschwommenen Ringel des Sigarrens rauchend empor steigen.

Das Gespräch berührte natürlich den unglückigen Kampf Werner's, dessen der Oberförster mit großer Anerkennung gedachte.

„Ich wundere mich, daß der junge Mann noch nicht bei mir war, er geht doch wieder aus?“ fragte der Hausvater.

„Kas ihm nur,“ überschüttete die Gattin, „ich sah ihn, er ist verbunden in der Kaiserstraße. Gemüth genirt er sich mit dem Hühner geschick; er unterhält sich unterdeß mit Stanz.“

„So!“ — bedachte der Oberförster, „so — so!“ — Aber was bleibt Fräulein Vesta?

Sie sitzt in ihrer Stube und meint antwortend die Frau mit etwas störrischer Miene.

„Sie meint? und weshalb?“

„Nun weil wir endlich das viel freudige, gescheitete Thier, den Hirsch, los sind!“ rief die Gesehne erragt und vergaß ganz die Anwesenheit des Gastes, der sie von dem Kästgengezwang befreit hatte. „Sie meint und wir ist eine schwere Last vom Herzen, denn dieses Unthier, hohes Vieh, hätte genug nach Ungarn gerichtet! Mit Antsehen denke ich noch an die Gefahr, in der unser Keeschen schwelmt. Seien Sie, ja, auf der Hut, Herr Amtmann!“ warnte sie.

„Meine verehrte Frau,“ sprach der Amtmann mit Ueberzeugung, „dafür ist gefordert. Unmöglich kann ein Unglück passieren, denn das Stalot ist hoch und fest. Demgegenüber braucht niemand — also — seien Sie unbesorgt, ich kann Sie darüber völlig beruhigen.“

„Wie sehr er sich thust, wissen wir bereits.“

„Also Karoline meint?“ nahm der Oberförster das Gespräch wieder auf. „Unglaublich! da muß ich doch gleich zu ihr hinüber gehen und sehen, ob so etwas möglich ist!“ sprach er lachend. „Kommen Sie mit, Herr Amtmann, wir wollen sie holen.“

Beim Eintritt der Herren erhob sich die alte Dame und



